

Am Anfang waren zwei Dokumente und eine Frage: Ab wann wußten führende Vertreter des deutschen militärischen Widerstands von dem im Sommer 1941 beginnenden Massenmord an den Juden und wie reagierten sie darauf? Johannes Hürter, der diese beiden Dokumente entdeckte, hat dazu im Juliheft 2004 der VfZ Stellung bezogen, Gerhard Ringshausen (Januarheft 2005) hat ihn kritisiert, Felix Römer (Juliheft 2005) unterstützt. Daher ist es nun an der Zeit, diese Fragen in einem umfassenden Kontext zu diskutieren.

Hermann Graml

Massenmord und Militäropposition

Zur jüngsten Diskussion über den Widerstand im Stab der Heeresgruppe Mitte

Zwischen Historikern kommt es immer wieder zu Debatten, die schon nach kurzem Schlagabtausch steril oder fade sind, weil die Beweisgründe und Folgerungen repetitiv und die Wechselgesänge eintönig werden, die Streiter Langeweile erzeugen. Auch die Kontroverse um die Rolle der Wehrmacht im NS-Staat – zu unterscheiden von Forschungsarbeiten zu diesem Thema – läuft mittlerweile Gefahr, sich einer Zone der Unfruchtbarkeit zu nähern. Gleichwohl ist es vielleicht nicht überflüssig, noch einmal einige Argumente zu kommentieren, die speziell in dieser Diskussion ins Treffen geführt werden, zuletzt in Beiträgen, die in den Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte (VfZ) erschienen sind und der Frage gelten, wann und warum etliche Offiziere im Stab der in der Sowjetunion kämpfenden Heeresgruppe Mitte zum Widerstand gegen das NS-Regime gefunden haben. Die Beiträge weisen Besonderheiten auf, die zu einem kritischen Wort herausfordern. Gelegentlich werden jedoch in diesem Essay die engen Grenzen jener Frage überschritten, so daß dann auch die beiden Autoren, die sich mit ihr beschäftigt haben, allenfalls indirekt berührt sind. Die Frage ist nämlich auch Anlaß, an einige Gesichtspunkte zu erinnern, die beim Umgang mit dem großen Thema „Wehrmacht und der Krieg gegen die Sowjetunion“ stets eine Rolle spielen sollten, unabhängig vom Teilaspekt, der gerade behandelt werden mag.

Im Juliheft der VfZ hat Felix Römer eine recht unmutige Stellungnahme zu Gerhard Ringshausens korrigierender Erwiderung auf die von Johannes Hürter ein Jahr zuvor besorgte und eingeleitete Edition zweier im Stab der Heeresgruppe Mitte entstandener Dokumente veröffentlicht¹. Bereits zu Beginn seiner Stellungnahme trifft Römer drei Feststellungen, die auf sehr typische Weise nicht

¹ Vgl. Johannes Hürter, Auf dem Weg zur Militäropposition. Tresckow, Gersdorff, der Vernichtungskrieg und der Judenmord. Neue Dokumente über das Verhältnis der Heeresgruppe Mitte zur Einsatzgruppe B im Jahr 1941, in: VfZ 52 (2004), S. 527–562; Gerhard Ringshausen, Der Aussagewert von Paraphen und der Handlungsspielraum des militärischen Widerstandes, in: VfZ 53 (2005), S. 141–147; Felix Römer, Das Heeresgruppenkommando Mitte und der Vernichtungskrieg im Sommer 1941, in: VfZ 53 (2005), S. 451–460.

an sich falsch sind, aber durch simplifizierende Darbietung falsch werden. Zunächst beklagt er, eine „differenzierte Auseinandersetzung“ mit der Geschichte des deutschen Widerstands werde durch die „geschichtspolitische“ Befrachtung – er spricht mit Johannes Hürter von „Überfrachtung“ – des Themas erschwert. Sodann moniert er, wie vor ihm Johannes Hürter, daß das Bild vom Widerstand bis in die Gegenwart von den „Selbstdeutungen der überlebenden Widerständler und [außerdem noch von] einer besonderen Betonung der moralischen Beweggründe zur Opposition gegen Hitler geprägt“ sei².

Zum Wert von Selbstzeugnissen

Nehmen wir zuerst die beiden letzten Monita. Daß die Zeugnisse von Überlebenden die Deutung des Erlebten auch dann beeinflussen – nicht „prägen“, dazu sind die Erinnerungen stets zu vielfältig –, wenn sie mit einer normalen Menge schriftlicher Überlieferung zu koexistieren haben, ist eine dauerhafte Erscheinung historischen Arbeitens. Daß sich die Erforschung des deutschen Widerstands gegen Hitler stärker als gewöhnlich auf die Aussagen von beteiligten Personen stützen muß, daß hier nicht nur die Entschlüsselung von Zusammenhängen, sondern schon die Klärung simpler Fakten von schwer oder gar nicht kontrollierbaren Erzählungen der Verfolgung entgangener Verschwörer abhängt, ist zwar richtig, liegt aber in der Natur der Sache, da Verschwörungen schriftliche Quellen nur dünn fließen lassen; hier ist keine Basis für eine Versäumnisklage zu finden.

Wie mühsam und oft vergeblich es ist, die Erinnerungen überlebender Angehöriger von Widerstandsgruppen mit zeitgenössischem Material zu konfrontieren, wird gerade von Johannes Hürters Dokumentation aufs schönste illustriert. Die beiden Schriftstücke, die er ediert hat, zeigen, daß der Stab der Heeresgruppe Mitte, und zwar hier nicht zuletzt der Kreis um die oppositionellen Offiziere, früher von Massenerschießungen der Einsatzgruppe B Kenntnis hatte, als er nach Kriegsende verriet. Die entscheidende Frage aber, wie der Ia im Oberkommando der Heeresgruppe, Oberstleutnant i. G. Henning v. Tresckow, der Ic/AO, Major i. G. Rudolph-Christoph Freiherr v. Gersdorff oder der Reserveleutnant und Ordonanzoffizier im Stabe Fabian v. Schlabrendorff damals auf entsprechende Meldungen und Berichte reagierten, ob ihre Neigung zum Widerstand schon zwischen Juli und September 1941 wach war und bestärkt wurde oder sich doch erst später geregt hat, diese Frage wird in den Dokumenten noch nicht einmal andeutungsweise beantwortet. Der kunstvolle Bau aus Vermutungen und Annahmen, den Johannes Hürter in seiner Einleitung brillant konstruiert hat, schwebt ohne Grundlage frei in der Luft.

Was die Rolle des Stabs der Heeresgruppe Mitte in der Geschichte der Opposition gegen Hitler angeht, bleiben wir also vom Zeugnis Gersdorffs und Schlabrendorffs abhängig. Gewiß ist bei der Prüfung ihrer Aussagen – wie immer im Umgang mit Quellen – Vorsicht am Platze. So weiß jeder, der den Vorzug hatte,

² Römer, Heeresgruppenkommando Mitte, S. 451; Hürter, Weg, S. 528 u. S. 527.

Gersdorff etwas näher zu kennen, daß dieser flotte Kavallerist auch beim Erzählen gelegentlich ins Galoppieren kam und daß dann die Peitsche, mit der er seinen Pegasus ermunterte, ab und an Pointierungen aufwirbelte, die sich dem genaueren oder dem späteren Blick des Historikers als Staub erwiesen. Er weiß aber auch, daß er es bei Gersdorff mit einem ehrenhaften Offizier und einem konsequenten Feind des NS-Regimes zu tun hatte, der in den wesentlichen Punkten das mitteilte, was er erlebt hatte, wie er es erlebt hatte und welche Rolle er selber dabei gespielt hatte. Das Bild, das er nach 1945 von den ersten Monaten des Verhältnisses zwischen der Heeresgruppe und der von Arthur Nebe geführten Einsatzgruppe B gezeichnet hat³, ist geschönt. Doch war der Versuch zur Kosmetik die Folge des zweifellos tadelnswerten, doch angesichts der nach Kriegsende gegebenen Umstände vielleicht begreiflichen Bestrebens, schon den bloßen Verdacht einer Berührung mit der Einsatzgruppe zu vermeiden oder doch von einer anfänglichen Täuschung der oppositionellen Offiziere durch Arthur Nebe zu reden. Ein solches Bemühen sollte uns nicht dazu verleiten, die entscheidenden Partien in den Aussagen des Zeugen Gersdorff anzuzweifeln, erst recht dann nicht, wenn sie von Schlabrendorff bestätigt werden, von einem strengen und jeglicher Phantasie abholden Juristen.

Die moralische Wurzel des Widerstands

Die Erwähnung des nach 1945 herrschenden Klimas führt direkt zum nächsten Monitum: von den Angehörigen des Widerstands selber und von etlichen ihrer Historiker seien die moralischen Motive des Widerstands von Anfang an und bis in unsere Tage zu kräftig betont worden. Wenn man etwa an Eberhard Zellers auf Goldgrund gemaltes Buch „Geist der Freiheit“ denkt, läßt sich das nur schwer abstreiten⁴. Doch erklärt sich der Nachdruck, der auf das Moralische gelegt wurde, nicht zuletzt aus der bewußten und unbewußten Fügung in die schiere Notwendigkeit, den Widerstand gegen Hitler und das NS-Regime in der deutschen Bevölkerung als respektables historisches Phänomen durchzusetzen. Heute, da es, ohne mehr sonderlichem Widerspruch zu begegnen, möglich geworden ist, Soldaten zu Widerständlern und somit ausdrücklich zu Vorbildern zu deklarieren, die überwiegend aus Furcht vor der strafrechtlichen Verfolgung ihrer ordinären Kriminalität desertiert sind, bedarf es einer gewissen Anstrengung, sich in eine Zeit – grob gesagt: die ersten fünfzehn Jahre nach Kriegsende – zurückzusetzen, in der Offiziere und Zivilisten, die ihre Hand gegen den „Führer und Reichskanzler“ – im Falle der Offiziere gegen den „Obersten Kriegsherrn“ – erhoben hatten, von einer Mehrheit der Deutschen, ob Bürger, ob

³ Vgl. Christian Gerlach, Die Einsatzgruppe B 1941/42, in: Peter Klein (Hrsg.), Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion 1941/42. Die Tätigkeits- und Lageberichte des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Berlin 1997, S. 52–70.

⁴ Vgl. Eberhard Zeller, Geist der Freiheit. Der 20. Juli, München 1952 (1965⁵). Theodor Heuss z. B. hat in einem Brief an Toni Stolper allerdings auch dieses Werk sehr positiv beurteilt, und Heuss neigte gewiß nicht dazu, sich von nüchternen Urteilen zu entfernen; vgl. Theodor Heuss, Tagebuchbriefe 1955/1963, Tübingen/Stuttgart 1970, S. 50 f.

Arbeiter, schlicht als Hochverräter angesehen und verurteilt wurden. In solcher Atmosphäre galt es, der Nation zunächst einmal zu erklären, daß und warum der Widerstand gegen Hitler und das NS-Regime schon und vor allem auf Grund seiner moralischen Motivation und als Gewissenspflicht gerechtfertigt gewesen sei.

Außerdem aber – und das ist viel wichtiger – muß mit allem Nachdruck betont werden, daß die moralische Motivation in der Tat das stärkste und ausschlaggebende *Movens* war. In der Einleitung zu seiner Dokumentation sagt Johannes Hürter, die Offiziere im Stab der Heeresgruppe Mitte hätten ernsthafter mit dem Gedanken an einen Staatsstreich zu spielen begonnen, nachdem Hitler ihren Vorstoß gegen Moskau vorübergehend gebremst, ihnen zugunsten einer großen Operation der Heeresgruppe Süd Kräfte weggenommen und damit den Erfolg des „Blitzkriegs“ gegen die Sowjetunion in Frage gestellt habe⁵. Mit Verlaub: Als im Ersten Weltkrieg der deutsche Generalstabschef Erich v. Falkenhayn und Kaiser Wilhelm II. dem Paar Paul von Hindenburg – Erich Ludendorff, welche die Ostfront befehligten, die große Offensive gegen Rußland verweigerten und statt dessen die Entscheidung im Westen suchten (Stichwort Verdun), als im Zweiten Weltkrieg der amerikanische General George Patton und der britische General Bernard Montgomery des öfteren Anlaß zu haben glaubten, sich zurückgesetzt und gekränkt zu fühlen, weil der jeweils andere aus militärisch unsinnigen Gründen und auf eine den Sieg gefährdende Weise bevorzugt werde, da haben weder die deutschen Militärs an eine Verschwörung gegen Seine Majestät noch die anglo-amerikanischen Befehlshaber an einen Staatsstreich gegen Roosevelt oder Churchill und König Georg VI. gedacht. Die Beispiele sind nicht so albern, wie das manchem erscheinen mag. Sie zeigen nämlich, daß in den Armeen der kontinentaleuropäischen und angelsächsischen Industriestaaten des 19. und 20. Jahrhunderts die bloße fachliche Kritik nicht ausreichte, um eine Rebellion gegen die politische Führung zu inspirieren. Vielmehr mußten zwei Elemente hinzukommen: erstens die Überzeugung, einem Regime zu dienen, das, auch wenn es weithin Zustimmung fand, ohne – monarchische oder demokratische – Legitimität sei⁶; und zweitens die Erkenntnis, daß dieses Regime sich von der überlieferten Welt christlich-humanistischer Gesittung losgesagt habe und verbrecherische Ziele mit verbrecherischen Mitteln verfolge.

In den Offizieren des Stabs der Heeresgruppe Mitte ist das moralische *Movens* notwendigerweise besonders stark gewesen, da es sich bei ihnen nicht um junge, feurige und zu bedenkenloser Opferung der eigenen Existenz neigende Leutnants gehandelt hat, sondern um Stabsoffiziere, bereits gesetzte Herren, meist verheiratet, mit Kindern gesegnet; in diesem Lebensstadium drängt die Natur dazu, in der gegebenen Ordnung zu bleiben und in dieser Ordnung den persönlichen Untergang wie den Zusammenbruch des Staates duldsam hinzunehmen, wie das auch jene höheren Offiziere der Wehrmacht, die keine Nationalsozial-

⁵ Vgl. Hürter, Weg, S. 544.

⁶ Vgl. Bodo Scheurig, Henning von Tresckow, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1980, S. 37 ff.

sten waren, ja auch oft getan haben⁷. Konnte dieser Entwicklung widerstanden werden? Konnte nicht nur Gefahr für Leib und Leben auf sich genommen werden, sondern – mehr noch – die Gefahr, allgemeiner Verdammung, ja Verachtung anheimzufallen? War es wirklich möglich, gegen die weit überwiegende Mehrheit der Nation zu denken und zu handeln?

Ja. Aber nur der war dazu fähig, der erst die Einsicht gewonnen hatte, daß das NS-Regime, weit über politische Irrtümer und militärische Fehlkalkulationen hinaus, Nation und Staat durch eine gleichermaßen verbrecherische Ideologie und Politik sowohl im Innern wie in seiner internationalen Geltung ruiniere und in Schande stürze, und weil solcher Einsicht in einigen Offizieren soviel moralische Substanz antwortete, daß Drang zum Handeln entstand.

Wer die Briefe des Generals Hellmuth Stieff liest, der zwar nicht zum Stab der Heeresgruppe Mitte gehörte, aber vom gleichen Geist wie die Tresckow, Kleist und Gersdorff bewegt war, wird dem Gesagten schwerlich widersprechen wollen⁸. Derselbe Eindruck stellt sich ein nach der Lektüre der Berichte, die eine Sonderkommission der Gestapo nach dem 20. Juli 1944 über die Vernehmungen der verhafteten Verschwörer anfertigte. In den für den Chef des Reichssicherheitshauptamts und Hitler bestimmten sogenannten Kaltenbrunner-Berichten tritt die moralische – und religiöse – Motivation gerade auch der festgesetzten Offiziere nicht nur in aller Klarheit, sondern überdies in ihrer ausschlaggebenden Bedeutung zutage, obwohl die Gestapo-Beamten wohl kaum die Absicht hatten, die Vernehmen mit einem moralischen Glorienschein auszustatten⁹. Die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung des Widerstands steht sicherlich unter dem Gebot, die Angehörigen oppositioneller Gruppen und Kreise aus der Wehrauchatmosphäre herauszuholen, die so manche Gedenkveranstaltung schafft, und den Widerstand auch als ein politisches Phänomen zu behandeln, das reich facettiert war. Hierzu haben Arbeiten von Hans Mommsen und anderen bereits in den sechziger Jahren die Wege gewiesen¹⁰. Doch weder sie noch die Verfasser späterer Studien haben es sich erlaubt, das Faktum zu vergessen, zu ignorieren oder doch geringzuschätzen, daß wir es bei den Verschwörern gegen Hitler mit einer sowohl geistigen wie charakterlichen Elite zu tun haben, die nicht nur politische Interessen und Überzeugungen repräsentierte, sondern mehr noch das bei einem nur allzu großen Teil eingeschlafenen Gewissen der Nation.

⁷ Das wird deutlich an Biographien von Generalstabsoffizieren wie Hans Meier-Welcker, Aufzeichnungen eines Generalstabsoffiziers 1939–1943, Freiburg 1982, oder Helmuth Groscurth, Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938–1940. Mit weiteren Dokumenten zur Militäropposition gegen Hitler, hrsg. von Helmut Krausnick und Harold C. Deutsch, Stuttgart 1970.

⁸ Vgl. Hellmuth Stieff, Briefe, hrsg. von Horst Mühleisen, Berlin 1991.

⁹ Vgl. Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt, Stuttgart 1961.

¹⁰ Vgl. Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier historisch-kritische Studien von Hermann Graml, Hans Mommsen, Hans-Joachim Reichhardt und Ernst Wolf, hrsg. von Walter Schmitt-henner und Hans Buchheim, Köln 1966.

Eine politische Gruppierung ohne unerfreuliche Zugehörige hat freilich noch kein Historiker entdecken können. So tauchen im deutschen Widerstand Opportunisten wie Arthur Nebe und Wolf-Heinrich Graf von Helldorff auf¹¹. Aber selbst in solchen Personen, die auf Grund ihrer „Weltanschauung“ und ihrer mentalen Beschaffenheit mit Recht in der NS-Bewegung Karriere machten, blitzen zumindest partiell und zumindest zeitweise höhere Beweggründe auf als der Wunsch, sich eine Existenz im besiegten Deutschland zu sichern.

Zur Objektivität der Geschichtsschreibung

Doch nun, drittens, zu der ersten Beschuldigung, die Widerstandsforschung leide an geschichtspolitischer Befruchtung. Nun, seit es Geschichtswissenschaft gibt, verhält sie sich, etwas locker gesagt, als Magd. Außerhalb der deutschen Grenzen braucht man nur an die englische Whig-Geschichtsschreibung zu denken. In Deutschland selbst haben Historiker, namentlich nach der Reichsgründung von 1870/71, überwiegend die Geschichte von Siegern geschrieben und damit das Entstandene – das Bestehende – gerechtfertigt oder verteidigt, und die Gegenbewegung, die, nur als Beispiel, mit dem Namen Eckart Kehr verbunden werden kann, verfolgte natürlich ebenfalls klar erkennbare innenpolitische Zwecke. Die wackeren Streiter, die in den zwanziger und dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wider die sogenannte „Kriegsschuldlüge“ fochten, standen nicht nur unmittelbar im Dienste eines außenpolitischen Zwecks, sondern bekannten sich selber ganz offen zu der patriotischen Pflicht, die ihre Tätigkeit leite. Nach dem Zweiten Weltkrieg fühlten sich alle seriösen deutschen Historiker aus guten Gründen der geschichtspolitischen Aufgabe verpflichtet, die Deutschen – mit den der Geschichtswissenschaft zu Gebote stehenden Mitteln – gegen eine erneute Ausbreitung nationalsozialistischer Bazillen zu impfen, und als sich in den siebziger und achtziger Jahren Wissenschaftler mit der Besatzungsherrschaft der Westmächte und jener frühen Periode der Bundesrepublik, die der erste Bundeskanzler Konrad Adenauer symbolisiert, kritisch auseinandersetzen, da war in etlichen von ihnen – auch außerhalb des Kreises neomarxistischer Autoren – der doch sicherlich politisch zu nennende Wille leitend, mit den eigenen Werken zur Ablösung einer „bürgerlichen Gesellschaft“ und ihres politischen Systems beizutragen; es ist ja nicht so, daß nur liberal oder konservativ orientierte historische Studien geschichtspolitisch befrachtet sind, wogegen eine solche Befruchtung in dem Moment entfällt, wenn und weil ein Gelehrter im Dienste anderer oder entgegengesetzter Auffassungen wirken möchte. Mit anderen Worten, politischer Wille, ja politische Leidenschaft ist der Geschichtswissenschaft eingeboren, und das ist auch nicht zu verurteilen, sofern ein Historiker nicht auf Befehl einer herrschenden politischen Gewalt, ob Monarch, ob ZK-Sekretär, agiert, seinen Standpunkt nicht verschleiert, trotz der Bindung an eine von seiner Grundüber-

¹¹ Vgl. Ted Harrison, „Alter Kämpfer“ im Widerstand. Graf Helldorff, die NS-Bewegung und die Opposition gegen Hitler, in: VfZ 45 (1997), S. 385–423; Ronald Rathert, Verbrechen und Verschwörung: Arthur Nebe. Der Kriпочef des Dritten Reiches, Münster u. a. 2001.

zeugung diktierte Zwecksetzung nach Wahrheit strebt und schließlich weder Fakten noch Quellen manipuliert.

Unter einem solchem Verständnis konnte auch die deutsche Widerstandsforschung – von der entsprechenden Literatur in Italien und Frankreich oder Jugoslawien und Griechenland einmal ganz zu schweigen – nie zweckfrei sein. Schon die bereits erwähnte Anstrengung, den Deutschen klarzumachen, daß der 20. Juli 1944 als ein Lichtblick in der Geschichte der Nation zu verstehen sei, war ein politischer wie pädagogischer Prozeß, in dessen Zentrum die mühselige Überwindung des nationalsozialistischen Erbes stand. Dabei mußten die im weitesten Sinne von Hans Rothfels geprägten Historiker sozusagen einen Zweifrontenkrieg führen¹². Wenn sich Rothfels mit der Geschichte des Widerstands beschäftigte und sehr früh eine Gesamtdarstellung wagte, so hat er zweifellos daran gedacht, mit dem demonstrativen Beweis des Faktums, daß zwischen 1933 und 1945 auch „Gerechte“ in Deutschland gelebt, gekämpft und gelitten haben, der westlichen Welt die Wiederaufnahme der Deutschen zu erleichtern. Zugleich lag ihm der Gedanke nicht fern, mit diesen „Gerechten“ in Deutschland selbst auch jene Schichten der deutschen Bevölkerung, aus denen sie kamen, also das mehrheitlich in Sünde gefallene Bürgertum und den Adel, zu rehabilitieren oder ihnen doch bei Reue und einem neuen Anfang zu helfen. In der gegebenen Situation Deutschlands und der deutschen Gesellschaft lag das nahe, und was Gott dem Loth erlauben wollte, hat er bei einem Tübinger Professor gewiß nicht mißbilligt.

Wieso auf derartige Motive neuerdings nicht selten mit anklagendem Finger gezeigt wird, ist unerfindlich. Sie waren tatsächlich vertretbar, und die von ihnen gezeugten Werke der Zeitgeschichtsforschung haben für die deutsche Entwicklung eine überaus positive Rolle gespielt. Dabei drängt sich die Frage auf, wie es denn um die geschichtspolitische Befrachtung in den Fällen, von denen hier gehandelt wird, bestellt ist. Gewiß sind die Motive in diesem Falle schwer auszumachen. Auch wäre es nicht gerecht, Johannes Hürter und Felix Römer vorzuwerfen, daß sie zu pauschalisierenden Urteilen über die Wehrmacht neigen. Doch liegt die Vermutung nahe, daß auch in diesem Fall ihr Vorsatz, ein fehlerhaftes Geschichtsbild zu korrigieren, nicht frei ist von einer geschichtspolitischen Absicht, wie immer diese auch aussehen mag. Mit einiger Überraschung stellt man nämlich fest, daß jene beiden Autoren ein fragwürdiges Verdikt ausgerechnet über Offiziere aussprechen, die schon früh Gegner Hitlers und seines Regimes gewesen sind. Das tun sie mit einer bemerkenswerten Entschlossenheit. Nicht nur die allzu vielen Militärs, die als Ganznazis, Halbnazis oder doch gläubige Anhänger des „Führers“ eingestuft werden müssen, fallen unter ihren historischen Schuldspruch, nein, in dieses Lager werden – wenngleich nur für eine gewisse Zeit des Kriegs – auch die Tresckows und Gersdorffs gestoßen.

Dabei werden gänzlich nichtssagende Vorgänge und Quellentexte zu Indizien, werden doppelt oder dreifach deutbare Vorgänge und Quellentexte zu klaren

¹² Vgl. Johannes Hürter/Hans Woller (Hrsg.), Hans Rothfels und die deutsche Zeitgeschichte, München 2005; Jan Eckel, Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert, Göttingen 2005.

Beweisen gemacht. Ein Beispiel: Einem Schreiben des Heeresgruppenkommandos vom 14. August 1941 war ein Bericht der Einsatzgruppe B beigelegt, in dem umfangreiche Erschießungen nicht nur von Partisanen, sondern auch von „kommunistischen Funktionären, NKWD-Agenten und jüdischen Intellektuellen“ mitgeteilt wurden; Gersdorff leitete diesen Bericht an die nachgeordneten Armeestäbe weiter. Johannes Hürter findet die Weiterleitung „irritierend“ und konstatiert, daß Gersdorff ein Schriftstück der Einsatzgruppe B „mit eindeutig antisemitischer Tendenz“ nicht „unterdrückt“ und damit dazu beigetragen habe, „das verbreitete Mißtrauen der Truppe gegen die jüdische Bevölkerung in den eroberten Gebieten zusätzlich zu schüren und antijüdischen Übergriffen Vorschub zu leisten. Vielleicht handelte Gersdorff dabei im Auftrag seiner vorgesetzten Offiziere, Greiffenberg oder Tresckow.“¹³ Zunächst: Warum Gersdorff das Schriftstück den Armeoberkommandos, die der Heeresgruppe unterstanden, übermittelte, wissen wir nicht; auch Johannes Hürter weiß es nicht. Welche Absichten Generalmajor Hans v. Greiffenberg, der Chef des Stabes der Heeresgruppe, in dessen Auftrag Gersdorff in der Tat gehandelt hat, damit verfolgte, wissen wir ebenfalls nicht. Wir wissen aber, daß Hürters Deutung allem widerspricht, was wir insgesamt von Gersdorff wissen; diese Kenntnis legt ja eher den Gedanken nahe, daß er die Armeoberkommandos gegen das Treiben der Einsatzgruppe mobilisieren wollte. Da jedoch auch eine solche Interpretation nur Spekulation wäre, sollten wir uns eingestehen, daß der Vorgang für Interpretations- und Argumentationszwecke zu unhandlich, ja untauglich ist.

Im übrigen ist schon nicht recht einzusehen, wie ein Dokument, das für Armeestäbe bestimmt war, ausgerechnet das „verbreitete Mißtrauen der Truppe“ gegen die jüdische Bevölkerung hätte schüren können. Auch stellt sich die Frage, ob man zu dem in Rede stehenden Zeitpunkt – und nach den Erfahrungen, die bis zum 22. Juni 1941 in Polen gemacht worden waren – so pauschalierend von einem „Mißtrauen der Truppe“ sprechen kann. Curt Hohoff, ein nach dem Kriege recht bekannter katholischer Schriftsteller, der damals einer Infanteriegeschützkompanie in einem Regiment der 6. Armee angehörte, schrieb: „Wir hatten die Juden bei der Eroberung Polens kennengelernt, ihre Armut, ihre Krankheit, ihre Angst, ihre Unterwürfigkeit und handwerkliche Geschicklichkeit. In diesem jüdischen Proletariat lebte kein politischer Instinkt.“ Aus dem Sommer 1941 schildert er den Einzug seiner Kompanie in Brody, wo zuvor eine Einheit der SS übel gehaust hatte. Die Frauen umdrängten die haltenden Soldaten: „Ja“, schrien die Frauen und weinten, ‚kleines Vogel hier!‘ und zeigten auf den Arm, das war die SS. ‚Vogel da gut!‘ und sie tippten auf das Wappen an unserer Brust, das Zeichen der Wehrmacht.“¹⁴

¹³ Hürter, Weg, S. 541.

¹⁴ Curt Hohoff, Woina, Woina. Russisches Tagebuch, Düsseldorf/Köln 1951, S. 23 u. S. 22. Es ist doch fraglich, ob es sich bei solchen Erzählungen um Versuche zur Legendenbildung handelt oder um schlichte Berichte aus einer komplexen Realität.

Zur Person Henning von Tresckows

Die Versuchung ist groß, in diesem Stile an vielen weiteren Details der Beweisführung bei Römer und Hürter herumzuklopfen. Doch ist es besser, sich auf drei grundsätzliche Punkte zu beschränken. Erstens ist es auffallend, mit welcher Konsequenz und mit welchen Folgen für die Entfaltung der Thesen sowohl in der Hürterschen Dokumentation wie in Felix Römers Essay die geistige und politische Entwicklung ausgeblendet wird, die Offiziere wie Tresckow vor 1941 genommen hatten. Es trifft wohl zu, daß Tresckow 1933 die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler begrüßt hat. Noch unterschied er sich nicht von seinen Kameraden. Für nahezu alle Offiziere übernahm hier eine national scheinende Kraft die Macht im Staat, die der Reichswehr und ihren Offizieren die Befriedigung aller ihrer politischen Wünsche verhieß, von der Abschüttelung der militärischen Bestimmungen des Versailler Vertrags bis zu einer auf ansehnliche Streitkräfte gestützten revisionistischen Außenpolitik¹⁵. Tresckow gehörte jedoch nicht zu den Offizieren, die auch oder vor allem von der Hoffnung auf eine raschere Karriere geblendet wurden, wie sie bei einer Heeresvermehrung zu erwarten war. Wäre ihm an einer Karriere gelegen gewesen, hätte er nicht 1926 eine vielversprechende zivile Position aufgegeben, um in einer Armee wieder Soldat zu werden, die damals nur eine quälend langsame Beförderung offerieren konnte, und das auf unabsehbare Zeit¹⁶. Was aber diesen preußischen Traditionalisten auch bewogen haben mag, in die Reichswehr einzutreten – vielleicht die Absicht, dem Staat und der preußischen Staatsidee unmittelbar zu dienen –, und wie anziehend Hitler und die NS-Bewegung Anfang 1933 auf ihn gewirkt haben mögen, fest steht, daß er sehr rasch zum Kritiker und dann zum entschiedenen Gegner des NS-Regimes wurde, obwohl Hitler die Vorstellungen der Armee zunächst in atemberaubendem Tempo verwirklichte¹⁷. Die Mordaktion vom 30. Juni 1934, die zunehmend offen antikirchliche, ja antichristliche Politik des Regimes, die Judenverfolgung und die Ablösung des Rechtsstaats durch die Allgewalt der Polizei und den Aufbau einer tendenziell totalitären Herrschaft – das war die Entwicklung, die einen Offizier wie Tresckow zur Feindschaft gegen Hitler geradezu zwang.

Wir sind ja über den Weg, den Tresckows politische Anschauungen seit dem Sommer 1934 genommen haben, zumindest in Form zahlloser Berichte von Zeitgenossen, ganz gut unterrichtet¹⁸. Wo immer er Dienst tat, vom Herbst 1934 bis Sommer 1936 als Lehrgangsteilnehmer an der Kriegsakademie, dann bis Januar 1939 in der Operationsabteilung des Oberkommandos des Heeres (OKH),

¹⁵ Vgl. Thilo Vogelsang, *Reichswehr, Staat und NSDAP. Beiträge zur deutschen Geschichte 1930–1932*, Stuttgart 1962; Klaus-Jürgen Müller, *Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933–1940*, Stuttgart 1969.

¹⁶ Vgl. Scheurig, *Tresckow*, S. 17 ff.

¹⁷ Vgl. ebenda, S. 37 ff.

¹⁸ Vgl. ebenda, vor allem S. 37–68. Das von Bodo Scheurig für Tresckows Biographie zusammengetragene Material, meist aus dem Bereich der oral history, ist dicht und überzeugend; vgl. auch Karl Otmar Freiherr v. Aretin, *Henning v. Tresckow*, in: Rudolf Lill/Heinrich Oberreuter (Hrsg.), *20. Juli, Porträts des Widerstands*, Düsseldorf/Wien 1984, S. 307–320.

danach als Kompaniechef im Elbinger Infanterieregiment 45, von Mitte August bis Mitte Oktober 1939 als Ia der 228. Infanteriedivision, anschließend bis Dezember 1940 als Ia/op, das heißt als Gehilfe des Ersten Generalstabsoffiziers (Ia), im Stab der von Generaloberst Gerd v. Rundstedt befehligten Heeresgruppe A, und schließlich als Ia der Heeresgruppe B (Mitte) – die Berichte von Überlebenden, die in jenen Jahren zu seinen Lehrern, Kameraden und Bekannten zählten, stimmen in einer Hinsicht überein: Tresckow ist schon 1934 zum Gegner Hitlers geworden, und diese Gegnerschaft hat sich alsbald zu einer prinzipiellen Ablehnung nationalsozialistischer Ideologie und Praxis auf jedem nur denkbaren Feld gesteigert, nicht zuletzt auf dem des Rassismus und Antisemitismus; auch die „Nürnberger Gesetze“ stießen bei ihm auf deutliche Ablehnung. Bis 1938 hat er nicht versucht, für seinen Standpunkt zu werben oder gar eine Widerstandszelle zu bilden; auf den tiefen Sprossen der militärischen Karriereleiter, auf denen er sich damals befand, hätte er dazu auch wenig Gelegenheit gefunden. Auf der anderen Seite hat er aus seiner Meinung kein Hehl gemacht, so wenn ihn Hitler-Anhänger, die es etwa an der Kriegsakademie unter den angehenden Generalstäblern sehr wohl gab, in politische Gespräche und Diskussionen verwickelten. Die Erinnerungen damaliger politischer Gegner decken sich daher mit den Erinnerungen von Freunden; das Urteil über den Tresckow der dreißiger Jahre ist ohne Dissonanz.

Als Angehöriger der Operationsabteilung im OKH kam er in nähere Verbindung zu Generalstabschef Ludwig Beck, auch zu Soldaten wie dem späteren und nach dem 20. Juli 1944 hingerichteten Feldmarschall Erwin v. Witzleben, und der Horror vor Hitlers Kriegswillen, der solche militärischen Führer bereits 1938 zu Putschplänen trieb, hat einen Mann wie Tresckow ebenfalls ergriffen. So verfocht auch er schon 1938/39 die Meinung, daß Hitler verschwinden müsse, wenn Deutschland eine gute Zukunft haben solle. Wir sehen also in ihm Impulse am Werk, die politisch und moralisch zugleich waren. Er hatte zu den scharfen Kritikern der Demokratie und des Parlamentarismus Weimarer Prägung gehört, und er dachte auch jetzt, da sich die Bereitschaft zu aktivem Widerstand gegen das NS-Regime zu regen begann, nicht an eine Rückkehr zu Weimarer Verhältnissen. In dieser Hinsicht müssen seine Vorstellungen nicht nur als altmodisch, sondern überdies als recht unklar kritisiert werden. Andererseits läßt Unklarheit in derartigen Fragen die Kraft der moralischen Motivation nur um so spürbarer werden. Er selbst verstand sich sehr bewußt als Preuße, doch war sein Preußentum von jener prä-wilhelminischen Art, die Fontane geliebt hat. Eine Ahnung davon vermitteln jene Sätze, die er am 11. April 1943 bei der Konfirmation seiner Söhne Mark und Rüdiger gesagt hat: „Vergeßt [...] niemals, daß ihr auf preußischem Boden und in preußisch-deutschen Gedanken aufgewachsen und heute an der heiligen Stätte des alten Preußentums, der Garnisonkirche, eingesegnet seid. Es birgt eine große Verpflichtung in sich, die Verpflichtung zur Wahrheit, zu innerlicher und äußerlicher Disziplin, zur Pflichterfüllung bis zum letzten. Aber man soll niemals vom Preußentum sprechen, ohne darauf hinzuweisen, daß es sich damit nicht erschöpft [...]. Vom wahren Preußentum ist der Begriff der Freiheit niemals zu trennen [...]. Ohne diese Verbindung läuft es Gefahr, zu seelenlosem

Kommiss und engherziger Rechthaberei herabzusinken [...]. Man kann das gerade jetzt nicht ernst genug betonen und ebenso, daß von solch preußisch-deutschem Denken das christliche Denken gar nicht zu trennen ist. Es ist sein Fundament, und hierfür ist unsere alte Garnisonkirche das Symbol.“¹⁹

Das ist stets Tresckows Welt gewesen. Es geht nicht an, die Festigkeit seines Weltbilds in Zweifel zu ziehen, weil er am 29. Mai 1940 an eine gute Bekannte eine Postkarte geschrieben hat, in der er Freude über die militärischen Erfolge des Westfeldzugs und gewissermaßen auch eine Art Bekehrung zu Hitlers Führung erkennen ließ²⁰. Die Freude war sicherlich aufrichtig. Wer in Deutschland zeigte sich 1940 nicht zutiefst befriedigt über die Auslöschung der Niederlage und auch der Demütigung von 1918/19? Das galt fraglos auch für Tresckow, zumal er in Rundstedts Stab unter dessen Chef Erich von Manstein gedient und mit diesem die militärisch brillante „Sichelschnitt-Operation“ ausgearbeitet hatte, die schon Ende Mai 1940 als gelungen und den Feldzug entscheidend gewertet werden durfte; der persönliche Erfolg wie auch der militärische hat den Soldaten und Generalstäbler naturgemäß befriedigt. Aber wie ernst ist seine Bekehrung zu Hitler zu nehmen? Hätte Tresckow an Luise v. Benda, die damals im OKW saß und im übrigen mit dem Chef des Wehrmachtsamts, General Alfred Jodl, liiert war, einem der führergläubigsten Offiziere der Wehrmacht, schreiben sollen, die militärischen Triumphe seien ja ganz erfreulich, änderten aber nichts an der Notwendigkeit, Hitler zu stürzen? In eben solchem Sinne hat sich indes Tresckow wenige Wochen später in einem engen Kreise Gleichgesinnter und außerdem ähnlich zu schwedischen Offizieren geäußert²¹, wobei im deutschen Kreise jetzt als zusätzliche Aufgabe gesehen wurde, Deutschland ohne größere Verluste an Territorium, Ansehen und nicht zuletzt Menschenleben wieder aus dem Krieg herauszusteuern. Auch das ist ein ehrenhafter Beweggrund, in dem sich Politisches, Militärisches und Moralisches unentwirrbar mischten. Allerdings mußte gleichzeitig konstatiert werden, daß nach der Niederwerfung West- und Nordeuropas Hitler derart an Prestige gewonnen hatte, daß er vorerst unangreifbar geworden war.

Nur durch die Ausklammerung der Gesamtpersönlichkeit von Tresckow und anderen Offizieren, allein also durch ein gefährlich punktuell Urteilen, erklä-

¹⁹ Henning v. Tresckow. Ich bin der ich war, hrsg. von Sigrd Grabner und Hendrik Röder, Berlin 2001, S. 50–53, hier S. 52.

²⁰ Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, ED 115-120.

²¹ Aussage des Generalobersten Franz Halder vor der Spruchkammer München, 20. 9. 1948. Halder darf zu diesem Zeitpunkt durchaus zu den „Gleichgesinnten“ gerechnet werden; noch war die Auffassung in ihm lebendig, die ihn 1938, als er Beck im Amt des Generalstabschefs ablöste, auch zu dessen Nachfolger in den gegen Hitler gerichteten Plänen machte, und die oppositionelle Aktivität, die er in den Monaten nach dem Feldzug in Polen entfaltet hatte, lag ja erst wenige Monate zurück. Im übrigen deckt sich Tresckows Lagebeurteilung exakt mit der Ulrich v. Hassells. Vgl. Die Hassell-Tagebücher 1938–1944, hrsg. von Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen, Berlin 1988, S. 197 u. S. 199. Zu seiner Äußerung gegenüber schwedischen Offizieren siehe Karl Otmar Freiherr v. Aretin, Henning v. Tresckow und der militärische Widerstand, in: Grabner/Röder (Hrsg.), Henning v. Tresckow, S. 124.

ren sich Hürters Fehlschlüsse. Andernfalls wäre die Behauptung unmöglich, Tresckow, der seine Position als Ia der Heeresgruppe Mitte zielstrebig ausnützte, um zuverlässig antinationalsozialistische Offiziere in den Stab zu ziehen, habe dies vermutlich nicht getan, um einen Staatsstreich vorzubereiten²². Ein Mann aber, der schon vor dem Krieg ein Attentat auf Hitler als unumgänglich erkannt hatte, verfolgte eine solche Personalpolitik selbstverständlich im Hinblick auf einen Tag X und nicht bloß, um sich beim Abendessen ungenierter unterhalten zu können. Wird jedoch die Gesamtpersönlichkeit Tresckows ins Auge gefaßt und danach der personelle Umbau des Stabes der Heeresgruppe Mitte – für den Ia übrigens kein leichtes Unterfangen – richtig interpretiert, so verbieten die Gesetze der Psychologie die Annahme, Tresckow und seine Freunde hätten die Erschießungsaktionen der Einsatzgruppe und einiger Heeresformationen in den ersten Monaten des Krieges gegen die Sowjetunion mit Gleichgültigkeit hingegenommen. Indes sind wir in dieser Frage glücklicherweise nicht nur auf Schlußfolgerungen angewiesen. Dazu später mehr.

Die Aussagekraft militärischer Akten

Zweitens legen Felix Römer und Johannes Hürter ein allzu großes Vertrauen in den schlichten Wortlaut militärischer Dokumente an den Tag, vor allem jenen, die im NS-Staat entstanden sind. Schon unter normalen Umständen und bei scheinbar normalen Quellen ist ein solches Vertrauen unangebracht. Erst recht aber bei Papieren, die von Soldaten im Kriege geschrieben werden. Der britische Historiker Peter Elstob, Verfasser der wohl genauesten Darstellung der Ardenennenoffensive, mißtraut bereits jeder historischen Darstellung, vor allem aber der Kriegsgeschichte, die „geradezu suspekt [sei], da ihre notwendigerweise unvollkommenen Quellen auch noch durch Auslassungen, Entstellungen und glatte Lügen verfälscht sind. Einige Motive solcher Angriffe auf die Wahrheit verdienen sogar Achtung: Patriotismus, Schonung der Waffengefährten, Respekt vor den Toten und das Bedürfnis, Handlungen zu rechtfertigen, die ihre Gründe in den Ängsten und Leidenschaften der Schlacht haben. Andere Motive sind zwar weniger respektabel, aber immerhin verständlich: die Versuchung, im Rückblick klüger sein zu wollen, die Tendenz zur Begleichung alter Rechnungen, die Neigung von Berufssoldaten, ihre Fähigkeiten ins rechte Licht zu rücken, ihre Mißerfolge zu entschuldigen, die Siege der Gegner zu verkleinern oder einfach das Ansehen einer bestimmten Einheit aufzupolieren.“²³

In den Streitkräften des Dritten Reiches waren zusätzlich zwei wesentliche Elemente wirksam. Da war einmal die Unsinnigkeit vieler Befehle, gegen die aber auf Grund der Eigenart Hitlers und der zunehmenden Durchsetzung des „Führerprinzips“ in der Wehrmacht kein offener Widerspruch möglich war. Daher gab es nicht wenige Angriffe deutscher Einheiten – auf mittlerer und unterer Ebene –, die nur

²² Vgl. Hürter, Weg, S. 529.

²³ Peter Elstob, *Hitler's Last Offensive. The full story of the battle of the Ardennes*, London 1971, S. 5.

auf dem Papier stattgefunden haben. Klassische Beispiele verschleieter Befehlsverweigerung produzierte etwa Hitlers Halte-Befehl in der Winterkrise 1941/42, der jede Rückwärtsbewegung strikt verbot²⁴. Hätten nicht zahlreiche Kommandeure, vom Korps bis zum Bataillon, stillschweigend dagegen verstoßen, weil dies militärische Ratio und auch Rücksicht auf die eigene Truppe geboten, wäre die Ostfront damals vermutlich überrannt worden. Hitler konnte sich nur deshalb mit dem Erfolg seines Befehls brüsten, weil dieser vielfach durchlöchert worden war²⁵.

Und da war, zweitens, die Unmöglichkeit, in einem grundsätzlich amoralischen Regime mit Kategorien wie Moral, Menschlichkeit oder auch Völkerrecht zu argumentieren. Wer das tat, hatte mit seinem Antrag oder seinem Einspruch wenig Chancen. Admiral Wilhelm Canaris, der Chef der Abwehr, und der für Völkerrecht zuständige Stab in der Abwehr, in dem Helmuth James Graf von Moltke, die Zentralfigur des Kreisauer Kreises, arbeitete, haben das mehrmals erfahren müssen²⁶. Auch hatte es sich in allen höheren Stäben des deutschen Heeres herumgesprochen, wie zornig und völlig abweisend Hitler reagiert hatte, als ihm der außerordentlich scharf formulierte Protest des Generaloberst Johannes Blaskowitz gegen das Wüten der Einsatzgruppen im eben besiegten und besetzten Polen vorgelegt worden war²⁷. Und schließlich sei an jenen deutschen General erinnert, der sich über die rüden Methoden der deutschen Kriegführung auf dem Balkan beschwerte, dabei aber seinem Tagebuch anvertraute, daß „die Sache so stilisiert sein“ müsse, „daß irgendwelche ethische Momente nicht zum Vorschein“ kämen. „Denn dann würde man dergleichen Beschwerden auf jeden Fall mit dem schwersten Vorwurf, der einem im Dritten Reich treffen kann, dem von zu geringer ‚Härte‘ oder gar von ‚Weichheit‘, in den Papierkorb werfen.“²⁸

Vor diesem Hintergrund wäre zu fragen, ob das reduzierte Verständnis von Felix Römer für die mildernden und einschränkenden Zusätze der Heeresfüh-

²⁴ Vgl. Klaus Reinhardt, *Das Scheitern der Strategie Hitlers vor Moskau im Winter 1941/42*, München 1972, S. 197 ff.

²⁵ Ein Beispiel sozusagen vorweggenommener Befehlsverweigerung berichtet Ernst Jünger, *Strahlungen*, Tübingen 1949, S. 99. Nachdem er sich im Februar 1942 mit dem aus dem Amt des Militärbefehlshabers in Frankreich scheidenden General Otto v. Stülpnagel über das Problem der französischen Widerstandsakte und den von Hitler befohlenen deutschen Repressalien unterhalten hatte, kommentierte Jünger: „Mit einem einzigen Pistolenschuß konnte ein Terrorist gewaltige Flutringe des Hasses auslösen. So kam es zu der paradoxen Lösung, daß man den größten Teil der Attentate in der Meldung an das Oberkommando unterschlug.“

²⁶ Vgl. Ger van Roon, *Helmuth James Graf von Moltke, Völkerrecht im Dienst der Menschen*, Berlin 1986; ders., *Graf Moltke als Völkerrechtler im OKW*, in: *VfZ* 18 (1970), S. 12–61; Rolf-Dieter Müller, *Kriegsrecht oder Willkür? Helmuth James Graf von Moltke und die Auffassungen im Generalstab des Heeres über die Aufgaben der Militärverwaltung vor Beginn des Rußlandkrieges*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 42 (1987), S. 125–151.

²⁷ Vgl. Helmut Krausnick, *Hitler und die Morde in Polen. Ein Beitrag zum Konflikt zwischen Heer und SS um die Verwaltung der besetzten Gebiete*, in: *VfZ* 11 (1963), S. 196–209; Müller, *Heer und Hitler*, S. 437 ff.; Helmut Krausnick/Hans-Heinrich Wilhelm, *Die Truppe des Weltanschauungskrieges. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938–1942*, Stuttgart 1981, S. 96 ff.

²⁸ Ein General im Zwielicht. Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horstenau, eingel. u. hrsg. von Peter Broucek, Bd. 3, Wien 1988, S. 292 f.

zung zum sogenannten „Kriegsgerichtsbarkeitserlaß Barbarossa“ (die mit der Notwendigkeit begründet wurden, die „Manneszucht“ und die Disziplin aufrechtzuerhalten) wirklich den Kern der Sache trifft. Der Erlaß, der einerseits Straftaten gegen Deutsche, von Bewohnern besetzter sowjetischer Territorien verübt, der Militärgerichtsbarkeit entzog und zur Ahndung – mit voraussehbarer Wirkung – den Einsatzgruppen überwies, der andererseits bei Straftaten deutscher Soldaten gegen die sowjetische Zivilbevölkerung den Zwang zur Verfolgung durch die deutschen Kriegsgerichte aufhob, dieser Erlaß sei also, so folgert Römer, von der überwältigenden Mehrheit der Befehlshaber und Kommandeure in seinen Grundgedanken bejaht und akzeptiert worden²⁹. Für viele trifft das zu, für viele aber verbarg sich hinter dem Argument „Manneszucht“ wohl auch der Versuch, auch im Krieg gegen die Sowjetunion menschliches Verhalten der eigenen Soldaten zumindest in Ansätzen zu sichern. Dabei weist Römer doch selber darauf hin (ohne aber den rechten Gebrauch davon zu machen), daß manche Offiziere in ihren Zusätzen immerhin ausdrücklich sagten, der Erlaß dürfe nicht dazu führen, daß ehrlose Handlungen deutscher Soldaten toleriert würden; deutlich genug war damit erklärt, daß erlaßkonformes Vorgehen als ehrlos, der Erlaß selbst als ein Dokument der Ehrlosigkeit anzusehen sei – und Ehre bedeutete damals jenen Offizieren, in denen die Tradition noch lebendig war, mehr als das Völkerrecht, dessen Regeln aber, zusammen mit den Grundelementen menschlicher Kriegführung, im Ehrbegriff enthalten waren.

Im übrigen werden bei Römer auch die Folgen nicht genügend deutlich, die mit der Wahrung der „Manneszucht“ verbunden waren. Die in dem Argument mitschwingende Mißbilligung des Erlasses hat bewirkt, daß bereits dessen erster Teil – die Anordnung, gegen Deutsche straffällig gewordene sowjetische Zivilisten den Einsatzgruppen zu überantworten – zwar sehr oft, aber keineswegs immer angewandt wurde, obwohl hier ja die Berufung auf Erhaltung der Disziplin nicht stehen konnte. Der zweite Teil des Erlasses, dessen Kern in der Aufhebung des Strafverfolgungszwangs bei Ausschreitungen deutscher Soldaten bestand, ist jedoch durch die einschränkenden Zusätze wenigstens teilweise außer Kraft gesetzt, sozusagen entkernt worden. So hat die Pionierstudie von Birgit Beck deutlich gemacht, daß das herrschende internationale Kriegsrecht auch im Ostkrieg von der deutschen Militärjustiz wenigstens teilweise beachtet werden konnte³⁰.

Aus der ersten Wehrmacht-Ausstellung³¹ haben nicht wenige der jüngeren Besucher die Vorstellung mitgenommen, im Sommer und Herbst 1941 sei eine grau uniformierte Horde sengend und schändend und mordend gen Moskau gezogen. Nun kann nicht bestritten werden, daß es gerade auch in den ersten

²⁹ Vgl. Römer, Heeresgruppenkommando Mitte, S. 455.

³⁰ Vgl. Birgit Beck, Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschen Militärgerichten 1939–1945, München/Paderborn 2004; Christian Hartmann, Verbrecherischer Krieg, verbrecherische Wehrmacht? Überlegungen zur Struktur des deutschen Ostheeres 1941–1944, in: VfZ 52 (2004), S. 1–75, hier S. 54 ff.

³¹ Vgl. Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Ausstellungskatalog, hrsg. von Hannes Heer u. a., Hamburg 1996.

Wochen und Monaten zu schlimmen Vorfällen kam. Doch gehören zur damaligen Realität auch andere Szenen. So schildert ein Feldzugsteilnehmer: „In den Dörfern waren wir Befreier [...]. Nun traten uns Männer mit Brot und Salz entgegen, die Mädchen waren geschmückt, die Frauen schenkten Milch aus.“ Und: „Sobald die Bevölkerung uns als reguläre Truppe erkannt hatte, verlor sie ihre Scheu.“³² Ein Jahr später teilte Graf Clemens Podewils, nach dem Krieg Generalsekretär der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, seinem Freund Ernst Jünger aus Rußland eine Beobachtung mit, die ihm wohl auch deshalb bemerkenswert schien, weil sie den in Frankreich gemachten Erfahrungen widersprach. Auffallend sei in Rußland „insbesondere [...] die Unnahbarkeit auch der einfachen Russinnen“. Er, Podewils, halte „die Volkskraft durch den Bolschewismus für kaum an der Oberfläche angeschürft“³³.

Zum Stellenwert von Russen- und Slawenhaß im Ostfeldzug

Die Feststellung – namentlich der letzte Satz – verdient Beachtung, weil er zu einem der Faktoren führt, die erklären helfen, warum sich die Mehrheit der deutschen Soldaten nicht an Akten gegen die Zivilbevölkerung beteiligte, für die der nicht eingeschränkte Gerichtsbarkeitserlaß sozusagen einen Freibrief ausstellte: Russen- und Slawenhaß waren nicht so weit verbreitet und saßen nicht so tief, wie es die Nationalsozialisten mit ihrer Propagandaparole vom „slawischen Untermenschen“ erreichen wollten³⁴. Die deutsche Arbeiterschaft hatte seit der Etablierung des leninistischen Regimes ein durchaus positiv getöntes Rußland-Bild. Im deutschen Bürgertum fanden sich viele Leser der russischen Literatur, die von ihnen, ob Gogol, ob Turgenjew, ob Tolstoi, Tschechow und Lesskow, praktisch in die deutsche Kultur eingemeindet worden war. Die hier zu behandelnden Personen wiederum standen zudem noch in einer Tradition ganz anderer Art. Die Tresckows kamen aus einem Raum, in dem ein Teil des Adels voll Stolz glaubte – in gar nicht wenigen Fällen sogar zu Recht –, von slawischen Häuptlingsfamilien abzustammen. Davon abgesehen, war den Tresckows und Oertzens und Arnims bis in den Zweiten Weltkrieg eines bewußt: Seit der Zeit, da Zar Peter III. 1763 Friedrich den Großen aus einer militärisch höchst prekären Lage befreite, seit Preußen und Rußland gemeinsam gegen die Französische Revolution und Napoleon gefochten hatten, seit der von 1772 (der ersten Teilung Polens) bis zum Ersten Weltkrieg währenden gemeinsamen Herrschaft über Polen, also mehr als 100 Jahre lang, hatten enge Beziehungen zu Rußland einen hohen Wert für die preußische und dann, solange Bismarck amtierte, auch für die deutsche Außenpolitik besessen. Das brachte keine psychischen Probleme mit sich, da der preußische Adel das autokratische zaristische Regime in Rußland

³² Hohoff, Woina, Woina, S. 23.

³³ Ernst Jünger, Strahlungen, S. 130.

³⁴ Vgl. Gerd Koenen, Der Russland-Komplex. Die Deutschen und der Osten 1900–1945, München 2005.

zwar nicht gerade als vorbildlich ansah, aber doch mit geringerem Abscheu betrachtete, als das die deutschen Sozialisten taten.

Die Unterbrechung nach 1890 und durch den Ersten Weltkrieg war nicht – auch wenn Studienräte und Kaiser Wilhelm II. gelegentlich vom Endkampf zwischen Germanen und Slawen schwadronierten – Ergebnis direkter preußisch-russischer oder deutsch-russischer Gegensätze, vielmehr glaubten die Nachfolger Bismarcks der Verbindung mit Österreich-Ungarn Priorität einräumen zu müssen, mit einem Staat, der zu Rußlands größtem Rivalen auf dem Balkan geworden war. Nach Kriegsende, als mit der Donaumonarchie auch das „österreichische Problem“ verschwunden war, stellte sich, symbolisiert durch den Vertrag von Rapallo, ein bündnisartiges Verhältnis selbst zu einem nun von Bolschewiki regierten Rußland sofort wieder her, das von 1920 bis 1933 vor allem auch zwischen Reichswehr und Roter Armee eine durchaus kameradschaftliche Zusammenarbeit begründete³⁵. Das hatte nichts mit PhiloSlawismus zu tun. Im nationalen deutschen Bürgertum, in dem die russische Literatur allerdings nach wie vor größtes Ansehen genoß und großen Einfluß ausübte, genügte die gemeinsame Feindschaft gegen Versailles. In einigen Gruppen der radikalnationalistischen Rechten träumte man sogar vom deutsch-russischen Kampf gegen den liberalen und demokratischen Westen. Der junge Joseph Goebbels, von literarischen Interessen und politischem Radikalismus gleichermaßen bewegt, schrieb 1923, als er zwar bereits Nationalsozialist war, aber noch nicht unter dem Einfluß Hitlers stand, nach dem Erlebnis eines Romans von Dostojewski schwärmerisch in sein Tagebuch: Dostojewskis Menschen „kommen aus des Dichters Hand wie die ersten Menschen aus der Hand Gottes. Wie groß und verheißungsvoll muß das Volk sein, aus dem ein solcher Prophet hervorgehen konnte.“³⁶

Offiziere der Reichswehr, zumal die preußischer Herkunft und preußischer Prägung, sahen die Dinge etwas anders³⁷. Für sie ging es ganz simpel um die Wiederherstellung einer eigentlich ohne Not unterbrochenen Tradition, jetzt gleichsam neu gestiftet durch die in Moskau wie in Potsdam gleich starke Feindschaft gegen den restaurierten polnischen Staat, dem von 1919 bis 1921, als beide Nachbarn nicht die Kraft zum Widerstand hatten, russisches und preußisch-deutsches Territorium zugefallen war.

Bisweilen führt heutzutage auch die Unkenntnis des Phänomens Krieg zu der Vorstellung, Härten und Grausamkeiten während eines Krieges setzten Haß oder Verachtung und obendrein Brutalität voraus. Das ist falsch. Wer die Realitäten kriegerischer Auseinandersetzungen kennt, weiß sehr gut, daß üble Dinge geschehen, ohne daß auch nur eine Spur von Feindschaft im Spiele wäre. Theodor Fon-

³⁵ Vgl. Manfred Zeidler, Reichswehr und Rote Armee 1920–1933. Wege und Stationen einer ungewöhnlichen Zusammenarbeit, München 1993; Sergej A. Gorlow, Geheimsache Moskau – Berlin. Die militärpolitische Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und dem Deutschen Reich 1920–1933, in: VfZ 44 (1996), S. 133–165.

³⁶ Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und mit Unterstützung des Staatlichen Archivdienstes Russlands hrsg. von Elke Fröhlich, Teil I: Aufzeichnungen 1923–1941, Bd. 1/I: Oktober 1923 – November 1925, München 2004, S. 32.

³⁷ Vgl. Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), Das Rußlandbild im Dritten Reich, Köln u. a. 1994.

tane hat 1872 das von Rudolph Lindau verfaßte Buch „Die preußische Garde im Feldzuge 1870/71“ rezensiert und dabei folgende, am Ende der Schlacht von Sedan gemachte Momentaufnahme des Autors zitiert: „In dem Tale zwischen dem Bois de la Garenne und den soeben von der Garde verlassenen Positionen wimmelte es von französischen Uniformen; aber wir fanden nicht mehr kampffähige Männer, wie sie uns seit frühem Morgen gegenüberstanden hatten; es waren arme, kampfmüde, entwaffnete Gefangene. Premierleutnant v. Trotha, der sie führte, stellte sie dem Kommandierenden General vor [...]. Es war ein ergreifender Anblick, die tapferen Männer so gänzlich niedergeschlagen und elend zu sehen. Prinz August von Württemberg [der das Gardekorps befehligte] richtete einige Worte des Trostes an sie wie der Moment seinem edlen Herzen eingab; dann ritt er grüßend an den Besiegten vorüber.“ Nach der Schilderung dieses herzanrührenden Augenblicks fährt Lindau allerdings fort: „[...] die Schlacht war geschlagen, es handelte sich jetzt darum, 20 000 Tote zu begraben, doppelt so viele Verwundete zu verbinden und zu verpflegen, 80 000 Gefangene zu überwachen, unschädlich zu halten und nach Deutschland zu transportieren und dabei den Vormarsch auf Paris ohne Aufenthalt fortzusetzen. Die große Aufgabe wurde vollständig gelöst. Dies konnte indessen nicht ohne Anwendung energischer, durchgreifender Maßregeln geschehen, die oftmals hart erscheinen mochten. Die Gefangenen [darunter die vom Prinzen von Württemberg so kameradschaftlich angesprochenen] waren vorläufig nach einer Halbinsel gebracht worden, welche in der Nähe von Sedan durch eine Schleife der Maas gebildet wird. Inmitten dieser Schleife liegt das Dorf Glaires. Die Gefangenen, die keine Decken oder Mäntel hatten, mußten auf der kalten, nassen Erde biwakieren, und das ‚Lager von Glaires‘ wurde ein fürchterlicher Aufenthalt für sie. Sie sprechen noch heute mit Schauern davon.“³⁸

Eine – vermutlich völlig überflüssige – Grausamkeit bei erweislicher Abwesenheit von Haß! Zurück zum Feldzug gegen die Sowjetunion. Aus dem Herbst 1941 hat ein deutscher Soldat, der damals Zugführer in einer Infanteriekompanie war, eine hübsche Anekdote zu berichten: „Beim Vormarsch kam es zu ständigen Stockungen. Als es [...] einmal zu einem längeren Halt kam, gingen Feldwebel Niebele und ich bis zur nächsten Ortschaft vor, um uns ein wenig aufzuwärmen. Als wir in eines der Bauernhäuser hineingingen, lag ein junger Mann auf einer Holzpritsche und war ganz zugedeckt, so daß nur seine Nase herausschaute. Feldwebel Niebele schöpfte Verdacht und zog die Decke weg. Da sahen wir, daß er einen Verband um das Bein hatte und eine Uniformhose anhatte. Die beiden Alten machten uns begreiflich, daß es sich um ihren Sohn handelte und daß wir ihm nichts tun sollten. Wir erklärten ihnen, daß wir kein Interesse an ihm hätten. Da war vor allem die Mutter außer sich vor Freude und bot uns einen Eierkuchen mit Essiggurken an, den wir mit großem Appetit verzehrten. Feldwebel Niebele behauptete, er habe noch nie einen so guten Eierkuchen gegessen.“³⁹ Die kleine Szene zeigt, daß jedenfalls die beiden Angehörigen der deutschen Streitkräfte,

³⁸ Theodor Fontane, Politik und Geschichte, hrsg. von Charlotte Jolles, München 1969, S. 770 f.

³⁹ Bernhard Graml, Erinnerungen, ungedrucktes Manuskript, im Besitz des Verfassers, S. 71.

die hier auftreten und die sich von den meisten ihrer Kameraden lediglich durch größeren militärischen Eifer unterschieden, 1941 auch in der Kampagne im Osten ohne Haß gegen Russen oder Slawen kämpften.

Auch das in die Augen fallende zivilisatorische West-Ost-Gefälle ist überwiegend nicht auf eine ewig gegebene Minderwertigkeit der Russen und des spezifisch „Russischen“ zurückgeführt, sondern meist dem bolschewistischen System aufs Konto geschrieben worden, selbst von jenen deutschen Soldaten, die aus kommunistischem Milieu kamen und nun in Uniform und Stahlhelm durch ein „Paradies der Werktätigen“ zogen, das sie sich ganz anders vorgestellt hatten; daß, nebenbei gesagt, die KPD nach Kriegsende so miserable Wahlergebnisse verzeichnen mußte, ist auch das Resultat dieser Erfahrung gewesen.

Zum Konzept der Blitzkriegs

Das dritte Gebrechen, das geeignet ist, den Blick auf die oppositionellen Offiziere zu trüben, ist die Annahme, daß Tresckow und seine Freunde den Angriff auf die Sowjetunion bejaht, dessen Konzeption als „Blitzkrieg“ zugestimmt und dessen Erfolg vom möglichst hohen und unbehinderten Tempo der Operationen abhängig geglaubt hätten; letztere Überzeugung habe sie dazu gebracht, so Hürter und Römer, das radikale Vorgehen der in ihrem Bereich aktiven Einsatzgruppe, namentlich auch das rücksichtslose Erschießen von Partisanen und der Freischärlerei Verdächtigen – darunter eben auch männliche Juden –, jedenfalls in den ersten Monaten des Feldzugs als Beseitigung eines Störfaktors gleichmütig oder sogar billigend hinzunehmen: Brutalität als militärische Notwendigkeit!

Ob Tresckow den Angriff auf die Sowjetunion bejaht hat, wissen wir nicht. Die Stelle aus Alexander Stahlbergs Erinnerungen, auf die sich Johannes Hürter beruft⁴⁰, scheint aus zwei Gründen als Beleg untauglich: Erstens ist Stahlberg ein notorisch unzuverlässiger Zeuge. Zweitens aber enthält Tresckows Bemerkung, wie Stahlberg sie wiedergibt, lediglich ein Urteil über die militärischen Aussichten einer Kampagne in Rußland; die politische Frage, ob der Feldzug geführt werden solle, wird überhaupt nicht berührt. Gewiß ist die Vermutung nicht unerlaubt, Tresckow sei zumindest nicht gegen einen Krieg gegen die Sowjetunion gewesen. Schließlich handelte es sich bei ihm und seinem Kreis um geschworene Antikommunisten, und das Problem, ob ein solcher Krieg völkerrechtswidrig sei, dürfte sie kaum sonderlich beschwert haben. Johannes Hürter nennt den Angriff auf die Sowjetunion völkerrechtswidrig⁴¹. Das ist insofern zutreffend, als zwischen dem Deutschen Reich und der UdSSR ein Nichtangriffspakt bestand und Moskau weder den Geist noch den Buchstaben des Vertrags verletzt hatte; auch gab es kein ernstzunehmendes Anzeichen für die Ratsamkeit eines Präventivkriegs⁴². Andererseits werden Tresckow und seine Freunde nicht auf den Gedanken

⁴⁰ Vgl. Hürter, Weg, S. 543 f.

⁴¹ Vgl. ebenda, S. 529.

⁴² Vgl. Bianka Pietrow-Ennker (Hrsg.), Präventivkrieg? Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion, Frankfurt a. M. 2000.

gekommen sein, daß der Schutz des Völkerrechts ausgerechnet der stalinistischen Sowjetunion zustehe, die zwischen 1939 und 1941 ohne Grund und Anlaß Finnland angegriffen, die drei baltischen Staaten überfallen und durch nackte Erpressung Bessarabien und die Nordbukowina an sich gebracht hatte. Wegen solch glorioser Taten war die Sowjetunion aus dem Völkerbund ausgeschlossen worden, und so hatte die mögliche Auffassung eines Tresckow einiges für sich, daß sie, völkerrechtlich gesehen, vogelfrei sei – wohlgemerkt als Staat und nicht ihre Bewohner. Während der Kämpfe ist bei Tresckow und seinen Freunden die Meinung anzutreffen, daß mit Hitler der falsche Mann, der mit verbrecherischen Methoden falsche Ziele verfolge, den Krieg vom Zaun gebrochen habe. Ob eine derartige Meinung sie schon im Juni 1941 bewegt hat oder nicht, ist jedoch nicht zu erkennen. Auch hier befinden wir uns im Reich der Spekulation.

Daß Tresckow und Gersdorff den Krieg, wenn er denn schon geführt wurde, gewinnen wollten, ist zweifellos richtig; darin ist Johannes Hürter zuzustimmen. Religiöse Motivierung – Kampf gegen einen Staat des erklärten Atheismus –, Patriotismus und ein gesellschaftspolitisch bedingter Antikommunismus ließen nicht einmal den Gedanken an eine andere Haltung aufkommen. Ein britischer Colonel hätte, wenn der wegen Finnland drohende militärische Konflikt zwischen Großbritannien und der Sowjetunion tatsächlich ausgebrochen wäre⁴³, aus den gleichen Gründen ebenso gehandelt wie der Oberstleutnant v. Tresckow. Für einen deutschen Offizier, der sich zu den Feinden Hitlers rechnete, kam allerdings noch etwas hinzu. Wollte er handlungsfähig sein, wenn irgendwann einmal der Tag X kommen sollte, dann mußte er Rang und Funktion haben. Bis dahin hatte er zu funktionieren, und zwar erfolgreich. Wie schon bei den vorhergehenden Feldzügen war nun auch in der Sowjetunion der Sieg anzustreben. Nolens volens mußte das die Stellung Hitlers festigen, des Mannes, den man doch stürzen wollte, und festigen mußte das auch die Isolierung in der Nation, unter der die Opposition, ob zivil oder militärisch, seit 1934 litt. Diese Lage kann auch heute nur tragisch genannt werden; wer sich in ihr befand und dennoch an dieser Situation nicht zerbrach, hat Anspruch auf Verständnis und Respekt.

Daß Tresckow der Konzeption des Feldzugs in Rußland als „Blitzkrieg“ zugestimmt und dann das Scheitern der Konzeption zum Anlaß für oppositionelle Aktivitäten genommen habe, scheint freilich unzutreffend, und zwar schon deshalb, weil es eine solche Konzeption im strengen Sinne des Begriffs nicht gegeben hat. Natürlich sollte die Kampagne möglichst rasch siegreich beendet werden, was für den Stab der Heeresgruppe Mitte hieß, möglichst rasch nach Moskau zu kommen. Doch ist ein solches Tempo und ein frühzeitiges Ende der militärischen Operationen nicht „konzipiert“, sondern schlicht erwartet worden, nicht nur in deutschen Hauptquartieren, sondern ebenso von britischen und amerikanischen Militärexperten⁴⁴. Da nach erfolgreichen Grenzschlachten mit dem Zusammenbruch der Roten Armee wie des kommunistischen Systems gerechnet wurde, ist vor Feldzugsbeginn nicht in zulänglicher Weise über jene

⁴³ Vgl. Hans-Joachim Lorbeer, *Westmächte gegen die Sowjetunion 1939–1941*, Freiburg 1975.

⁴⁴ Vgl. Alan Clark, *Barbarossa. The Russian-German Conflict 1941–1945*, New York 1965.

Grenzschlachten hinausgedacht worden, weder von Hitler noch von den militärischen Führern⁴⁵. Daher kam es ja, als die Dinge einen etwas anderen Verlauf nahmen, im August zu dem bitteren Konflikt zwischen Hitler und der Heeresführung⁴⁶. Daß sich Hitler in diesem Konflikt für einen Großangriff der Heeresgruppe Süd in der Ukraine entschied und dafür die Heeresgruppe Mitte schwächte, hat aber bei Feldmarschall Fedor v. Bock und seinem Stab die Hoffnung, noch 1941 Moskau zu nehmen, zwar angeschlagen, jedoch nicht zerstört. Die Entscheidung erschien vornehmlich als ebenso überflüssiger wie unwillkommener und militärisch verfehlter Aufschub.

Gerade Ende September 1941, als Tresckow den Leutnant d. R. Fabian v. Schlabrendorff nach Berlin schickte, um mit zivilen Widerstandsgruppen in Verbindung zu treten, konkret mit Ulrich v. Hassell, wurde die Heeresgruppe Mitte wieder verstärkt, um am 2. Oktober zu einer Offensive anzutreten, die ihr denn auch bis Mitte des Monats den bis dahin größten militärischen Triumph bescherte: die doppelte Kesselschlacht von Brjansk und Wjasma⁴⁷. Erst als auch nach dieser Schlacht die sowjetische Front nicht zerbrach, die Rote Armee trotz ihrer schweren Niederlage sogar allenthalben überraschend kräftig auftrat, ist bei den Offizieren im Stab der Heeresgruppe vermutlich um die Monatswende Oktober/November der Gedanke aufgekeimt und alsbald zur Überzeugung geworden, daß mit der Einnahme Moskaus im Jahr 1941 wohl nicht mehr zu rechnen sei. Wer das Motiv Tresckows und Schlabrendorffs bei der Fühlungnahme mit Hassell richtig einschätzen will, darf diesen chronologischen Ablauf nicht außer acht lassen, muß vielmehr konstatieren, daß zum Zeitpunkt der Berlin-Reise Schlabrendorffs militärische Gesichtspunkte noch kein starkes Verschwörungsmotiv darstellten.

Im übrigen hat auch die Erkenntnis, daß ein erfolgreicher Abschluß des Feldzugs nicht mehr 1941 zu erreichen sei, keineswegs sofort zu der Einsicht geführt, nun müsse der Krieg gegen die Sowjetunion verloren gegeben werden. In der hier behandelten Zeitspanne, also vor der Winter-Krise 1941/42, schien ja die militärische Lage Deutschlands – nicht allen, aber den meisten deutschen Militärs – immer noch vielversprechend und für einen zweiten Anlauf im Jahre 1942 durchaus günstig zu sein. Noch waren die USA nicht in den Krieg eingetreten. In Frankreich mußten für den höchst unwahrscheinlichen Fall einer britischen Invasion nur relativ schwache Kräfte stationiert werden, die Einheiten, die sich in Jugoslawien und Griechenland bereits mit Partisanen herumschlugen, waren noch zahlenmäßig gering, ebenso die Verbände, die auf der Seite der Italiener in Nordafrika kämpften; die britischen Luftangriffe auf Ziele in Deutschland waren gewiß lästig, aber nicht mehr als das. Die nahezu ungeschmälerte militärische Kraft des Deutschen Reiches schien für den auf 1942 zu vertagenden zweiten

⁴⁵ Vgl. Christian Hartmann, Halder. Generalstabschef Hitlers 1938–1942, Paderborn 1991, S. 233 ff. u. S. 274 ff.

⁴⁶ Vgl. ebenda, S. 278 ff.

⁴⁷ Vgl. etwa Albert Seaton, Der russisch-deutsche Krieg 1941–1945, Frankfurt a.M. 1973, S. 139 ff.

Schlag der an der Ostfront stehenden Armeen verfügbar. Denn die Erfahrung der Winterkrise stand ja erst noch bevor.

Aber wie immer sich das mit der „Blitzkriegskonzeption“ auch verhalten haben mag, klar zu erkennen ist, daß die Offiziere des Stabs der Heeresgruppe Mitte, darunter auch Tresckow und seine Freunde, noch Anfang Oktober 1941 möglichst rasch in die sowjetische Hauptstadt gelangen wollten. Aber muß das heißen, sie seien deshalb bereit gewesen, Humanität, Völkerrecht und die 1940 in Nord- und Westeuropa zumeist beachteten Regeln eines „eingehetzten“ Krieges ganz einfach beiseite zu schieben? Hatte das bereits zur Folge, daß sie zumindest bis Oktober 1941 ein brutales Vorgehen gegen Partisanen und verdächtige Zivilisten als militärisch notwendig tolerierten? Abermals muß daran erinnert werden, daß es hier um das zweite Halbjahr 1941 geht, nicht um 1942 oder 1943/44, als die Partisanen tatsächlich zu einer militärischen Herausforderung wurden und immer härtere – meist kontraproduktive – deutsche Aktionen auf sich zogen. 1941 waren die sogenannten Partisanen überwiegend überrollte Einheiten und versprengte Gruppen der Roten Armee, also ein Phänomen eines überaus rasch geführten Bewegungskriegs.

Schon 1941 kam es indes, auch im Bereich der Heeresgruppe Mitte, zu üblen Handlungen deutscher Soldaten. In allen Armeen der Welt neigen viele ihrer Angehörigen dazu, gegen wirkliche und vermeintliche Partisanen, auch gegen tatsächliche oder scheinbare Partisanenhelfer mit äußerster Rücksichtslosigkeit zu reagieren, weil es in der Tat schwer zu ertragen ist, nicht nur im Gefecht an der Front beschossen zu werden, sondern auch noch in Ruhe oder auf dem Marsch durch schon besetzte und als friedlich erwartete Gegenden. So etwas ist weniger Ausdruck eines Blitzkriegskonzepts; es ist in erster Linie in der Psyche und Situation der einfachen Soldaten und ihrer Subalternoffiziere begründet. Die Kommandeure von größeren Einheiten, von Regimentern und Divisionen, sind freilich zu ähnlicher Brutalität – in Befehlsform – fähig, wenn sie den Auftrag erhalten, ein bestimmtes Gebiet von Partisanen zu „säubern“, und wenn ihnen dabei außer unterschiedslos grausamem Handeln nichts einfällt. Oder wenn sie von ihren Vorgesetzten entsprechend instruiert, vielleicht auch nur zur Brutalität ermuntert werden.

Die Führung der Heeresgruppe Mitte hat jedoch in der Partisanenfrage weder befohlen noch ermuntert. Es ist vielmehr evident, daß sie zumindest in dieser Frage auch beim Feldzug in Rußland an dem Kriegsbrauch und dem Kriegsrecht festzuhalten gedachte, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert in Europa herausgebildet hatten. Bereits im Juni 1941 gab der Kommandierende General des zur Heeresgruppe Mitte gehörenden XXXXVII. Panzerkorps – vielleicht auch als Reaktion auf den „Gerichtsbarkeitserlaß“ – einen Befehl heraus, der den nachgeordneten Einheiten einzuprägen suchte, die russischen Soldaten seien keine Freischärler und hätten daher „Anspruch auf gute, ehrenvolle Behandlung“⁴⁸. Daß das Korps damit im Sinne des Oberkommandos der Heeresgruppe handelte,

⁴⁸ Zit. nach Krausnick/Wilhelm, Die Truppe des Weltanschauungskrieges, S. 262 f.

zeigt dessen Befehl vom 11. September 1941, den Gersdorff entworfen hatte, vermutlich weil bekannt geworden war, daß es bei einigen Einheiten der Heeresgruppe zu Erschießungen von lediglich Verdächtigen und auch von marschunfähigen Gefangenen gekommen war. Der Befehl besagte klipp und klar, daß die „Todesstrafe [...] nur möglich gegen Freischärler“ sei und daß „sich ergebende Partisanen in voller Uniform als Kriegsgefangene zu behandeln“ seien, „sofern ihnen nicht völkerrechtswidrige Handlungen nachgewiesen werden“ könnten⁴⁹. Daß die Führung der Heeresgruppe beim traditionellen Kriegsrecht bleiben wollte, beweist ferner ein Schreiben, das sie am 7. Dezember 1941 an den Generalquartiermeister im OKH, General Eduard Wagner, richtete und das die Forderung nach „Abänderung des Gefangeneneulends“ mit den Sätzen stützte: Das Vorgehen gegen die Gefangenen „hat zu einer Mißachtung des Wertes eines Menschenlebens und zu der Auffassung geführt, daß Wehrlosen gegenüber alles erlaubt ist. Das sind Gesinnungen, die deutschen Soldaten bisher fremd waren und die mit allen Mitteln bekämpft werden müssen.“⁵⁰ Mit anderen Worten: Eine brutale und völkerrechtswidrige Behandlung der Partisanen und eine ebensolche Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener ist, was immer sonst an der Ostfront geschehen ist, von führenden Köpfen im Oberkommando der Heeresgruppe Mitte, also von den Militärs, die es doch eigentlich am eiligsten haben mußten, im ersten Halbjahr des Feldzugs weder befohlen noch angeregt worden. Brutalität aus militärischen Zwängen ist weder beim Ia, Henning v. Tresckow nachweisbar und auch nicht beim Ic/AO, Rudolf-Christoph Frhr. v. Gersdorff, der im übrigen bereits am 11. September 1941 – in diesem Fall mit der üblichen utilitaristischen Begründung – die antisemitische Propaganda kritisierte, mit der deutsche Stellen die Auflösung der Roten Armee fördern zu können glaubten⁵¹.

Zusammenfassung

Was ergibt sich aus alledem? Zunächst einmal: Es führt in die Irre, wenn wir aus jener Verflechtung moralischer, politischer und fachlicher Motive, wie das für die Bewußtseinslage der militärischen Opposition charakteristisch ist, die fachliche – also hier die militärische – Kritik einfach herauslösen und ihr für irgendeinen Zeitpunkt des Geschehens Vorrang zuerkennen wollen. Vielmehr ist festzuhalten, daß bei jenem Personenkreis die durchgehende und immer wieder ausschlaggebende Kraft des moralischen Impulses unverkennbar ist. Das ergibt sich im übrigen, wie der Deutlichkeit halber nochmals hervorgehoben sei, schon aus der Natur des Feindes, den man angehen wollte und schließlich ja auch tatsächlich anging: Was immer sonst den Nationalsozialismus ausgemacht hat, so war eines seiner Kernelemente die radikale und von den Nationalsozialisten keineswegs schamhaft verhüllte Ablehnung und Verneinung sowohl christlicher wie aufklärerischer Humanität. Nur wer diese grundsätzliche Amoral verstanden und die

⁴⁹ Zit. nach ebenda, S. 257.

⁵⁰ Zit. nach ebenda, S. 263.

⁵¹ Vgl. ebenda, S. 257.

Überwindung solcher Lehre als fundamental begriffen hatte, konnte vor dem Beginn der „Götterdämmerung“ des Regimes zu aktiver Opposition finden. Selbst politische Akte und militärische Befehle, die nicht zum engeren Verbrechenskanon des Dritten Reiches gehörten, aber entscheidende Stationen seiner Politik und Kriegführung markierten, waren stets Manifestationen von Menschenverachtung und Hybris. Wer sich dagegen wandte, hat das so empfunden, war notwendigerweise auch von dieser Hybris aufgereizt worden. Mit anderen Worten: sogar fachliche Kritik kam nicht ohne moralischen Beweggrund aus.

Zweitens sollte deutlich werden, daß mit der Annahme vorsichtig umzugehen ist, die Führer des deutschen Heeres hätten, einschließlich des Stabs der Heeresgruppe Mitte, gerade in den ersten Wochen und Monaten des Feldzugs in Rußland Brutalität, Rücksichtslosigkeit, unterschiedslosen Massenmord aus militärischen Gründen für akzeptabel oder sogar für unvermeidlich gehalten, weil die Kampagne als „Blitzkrieg“ konzipiert gewesen sei und nur so funktioniert hätte. Wohl ist die Heeresgruppe Mitte in ähnlichem Maße wie ihre beiden Nachbarn im Norden und Süden schuldig geworden, indem sie keineswegs sogleich die Anwendung des „Kommissar-Befehls“, also die Erschießung von Kommissaren der Roten Armee, unterband, vielmehr erst längere Zeit später protestierte, nachdem nicht mehr geleugnet werden konnte, daß dieser Befehl nicht nur verbrecherisch war, sondern auch den Widerstandswillen der sowjetischen Truppen stärkte⁵². Anders und deutlicher agierte man hingegen in der Partisanenfrage. Wie der erwähnte Befehl vom 11. September 1941 belegt, war die Führung der Heeresgruppe frei von der Vorstellung, das angestrebte Tempo der militärischen Operationen erfordere ein aus allen rechtlichen Fesseln gelöstes, rücksichtsloses Vorgehen gegen Partisanen. Vielmehr beweist der Befehl, daß alle Kommandeure, die ihm zuwider handelten, sich in Gegensatz zum Heeresgruppenkommando setzten. Ein solcher Gegensatz ist nicht so verwunderlich, wie manche wohl meinen. Gewiß sind Armeen Institutionen, in denen der Grundsatz „Befehl und Gehorsam“ höchsten Rang einnimmt, aber gar nicht selten ist auch in Streitkräften das Prinzip mehr Prinzip als Realität, ob es um moralisch-rechtliche oder um rein militärische Fragen geht.

Schließlich schien es geboten, den Versuch zu machen, Felix Römers These in Frage zu stellen, die Einwände des Militärs gegen den „Gerichtsbareiterlaß“ und ihre entsprechend einschränkenden Zusätze zu dem Erlaß hätten allein die Aufrechterhaltung der „Manneszucht“ im Auge gehabt; die Befehlszusätze seien „im Kern affirmativ“ gewesen und hätten „die Befehlslage kaum“ geändert⁵³. Eine solche Argumentation wird weder den damaligen Akteuren gerecht, vor

⁵² Vgl. hierzu Hans-Adolf Jacobsen, Kommissarbefehl und Massenerschießungen sowjetischer Kriegsgefangener, in: Anatomie des SS-Staates, München ²1979, S. 137–232; Christian Streit, Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945, Neuausg. Bonn 1997, S. 44 ff. u. S. 83 ff.; Alfred Streim, Die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener im Fall Barbarossa. Eine Dokumentation, Heidelberg 1981, S. 33 ff.; Christian Gerlach, Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941–1944, Hamburg 1999, S. 834 ff.

⁵³ Römer, Heeresgruppenkommando Mitte, S. 455.

allem nicht denen im Oberkommando der Heeresgruppe Mitte, noch der besonderen Problemlage, die dieser Erlaß regeln sollte. Wenn Römer schreibt, den Offizieren sei nur die „Aufhebung des Strafverfolgungszwangs bei Straftaten von Wehrmachtangehörigen gegen Zivilisten“ am Herzen gelegen, nicht aber der „Schutz der entrechteten Zivilbevölkerung im Operationsgebiet“⁵⁴, dann geht das an der Sache vorbei. Was bezweckt denn der Strafverfolgungszwang bei Vergehen von Soldaten gegen wehrlose Zivilisten, wenn nicht deren Schutz?

Nicht ohne Melancholie muß immer wieder zur Kenntnis genommen werden, daß die am 20. Juli beteiligten Verschwörer, namentlich die Vertreter des ostelbischen Adels, nach wie vor nur bei wenigen wirkliches Verständnis finden – unabhängig davon, ob es nun um ihre Lebensprinzipien geht, um ihre politische Vorstellungswelt, um ihre Situation in einer „unpreußisch“ werdenden Nation und um ihren von alledem bestimmten Weg während der Jahre 1933 bis 1944; die Lage ist kaum anders als 1945 oder 1950, nur die Gründe für den Mangel an Verständnis haben gewechselt. Die Melancholie speist sich aus zwei Quellen. Historischer Sinn wird stets verstimmt, wenn Menschen, die für eine in ihren – und auch in unseren – Augen gute Sache gestritten und für diese Sache ihr Leben in die Schanze geschlagen haben, nicht die aus Verstehen wachsende Würdigung erfahren; die Flut der Literatur, der Filme, der Fernsehproduktionen, erst recht der Gedenkveranstaltungen, hat nichts daran zu ändern vermocht, liefert vielmehr selbst nur allzuoft den Beweis dafür, daß das alte Preußen und sein Anteil am Widerstand gegen Hitler unserer Zeit fern und fremd geworden ist.

Zweitens haben wir es mit einer untergehenden Schicht zu tun, deren kulturelle und staatschaffende Kraft das Opfer – gewiß nicht ohne eigene Schuld – zweier Totalitarismen geworden ist – und das in einem sehr konkreten Sinn. Das zeigen einige Sätze, die sich zu Beginn eines Buches finden, das Felicitas v. Aretin, Tresckows Enkelin, über ihren Großvater Henning von Tresckow veröffentlichte⁵⁵: „Mein Großvater schützte einen Tag nach dem Scheitern des Attentats, am 21. Juli 1944, einen Partisanenkampf vor und tötete sich mit einer Granate. Sein Sohn Mark fiel während eines Himmelfahrt-Kommandos. Der Bruder meines Großvaters schnitt sich nach dem Scheitern des Putschs die Pulsadern auf. Der Schwager und seine Tochter vergifteten sich im April 1945. Seine Schwester wurde von den Russen vergewaltigt, die sie anschließend erschlugen. [...] Die Frau meines Großonkels und den jüngsten Sohn Rüdiger erschossen betrunkene sowjetische Soldaten. Wenige Minuten später ging der Besitz meines Urgroßvaters Hermann v. Tresckow in Flammen auf. Die Geschichte mehrerer Generationen war ausgelöscht.“

⁵⁴ Ebenda.

⁵⁵ Felicitas von Aretin, *Die Enkel des 20. Juli 1944*, Leipzig 2004, S. 8.